Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 43

Artikel: Die Beziehungen Jeremias Gotthelfs zu Solothurn

Autor: Aeberhardt, W.E.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646176

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„D'Frau Kätheli und ihri Buebe" werfen die Glaubenskämpfe ihren blutigen Schein in die Geschehnisse. In den Erzählungen „Unspunnen", „Veteranezyt", „Heinz Tillmann" und „Die heilige Flamme" weckt der Dichter Erinnerungen an gegenwartsnähere, aber nicht weniger bewegte Zeiten auf.

Aber wie die Landschaft nur Staffage, so war ihm das Zeitgeschehen nur Stimmungshintergrund, nur Folie der Handlung, die gelebtes Leben, innerste, tiefste Menschlichkeit darzustellen sich bemühte. Da machte der Könner von Tavel immer den entscheidenden Schritt zum Künstler, wo ihm dieses Streben am restlosesten gelang: im „Frondeur", im „Verlorne Lied", im „Ring i der Chetti" und vor allem in seinem Niklaus Manuel-Roman. Wie sehr er hier in Nacheiferung seines „Meisters" mit dem Stoff gerungen, wie er die Tragik des Künstlertums nachfühlend in tiefsten Tiefen suchte und die Bändigung des Stoffes sich abzwang, das mochten die wissen und ahnen, die seinen Aufstieg zu immer reinerer Kunst bewundernd verfolgt hatten.

Noch ist die realistische Kunst von Tavels in der Literaturgeschichte nicht gebührend eingereiht. Noch steht hier als sein Hauptverdienst bloß registriert, daß er das Genre der Dialekterzählung in die schöne Literatur eingeführt habe. Auch das war eine Tat, und die sei ihm hier noch gesondert verdankt. Er schrieb sein „Jä gäll so geits" im Berndeutsch, genauer: im bernischen Patrizierdeutsch. Das war seine Spezialität, seine unbestrittene Domäne. Nicht daß er eine Erzählung im Dialekt schrieb, sondern daß er konsequent Dialekt schrieb und daß er auch die Widerstrebenden zwang, Bärndütsch zu lesen, dazu zwang durch das Vergnügen, das er seinen Lesern bereitete: das war seine Tat. Sie hat damals wie eine Parole gezündet. Unser bilder- und ausdrucksreicher Dialekt wurde bald — vergessen wir nicht, daß Otto von Greyerz gleichzeitig für sein geliebtes Bärndütsch warb und Emanuel Friedli sein Forscherwerk begann — eine vielgepflegte Buchsprache. Ihr Reichtum an Gemütswerten, an poetischer Ausdruckskraft, an Anschaulichkeit wurde an von Tavels Büchern sinnfällig und wirkte weit über die Kantons-, ja über die Landesgrenze hinaus.

In diesem Zusammenhang ist von Tavels Wirkens für das bernische Heimatschutztheater zu gedenken. Er stand an der Wiege der Heimatschutzbühne heutiger Ausprägung. Er hat ihr mit dem Motiv des „Schmockerlisi" (von O. von Greyerz bearbeitet) ein kostbares Angebinde mitgegeben. Der bernischen Liebhaberbühne*) schenkte er weiterhin wertvolle Stücke, genannt sei bloß das liebenswürdige Lustspiel „Die gfreutisti Frou".

Wirklichkeitszugewendet stand Rudolf von Tavel nicht nur als Dichter, sondern auch als Bürger und Mensch da. Das kam durch die Dankesreden zu Tage, die an seinem Sarge gesprochen wurden; gesprochen werden mußten, wollte man dem Toten die Ehren antun, die ein Leben voll der aufopferndsten Hingabe an die Pflichten eines Bürgers und Mitmenschen verdiente, Pflichten, wie sie heute dem mit Intelligenz und Mitgefühl begabten Manne ungesucht zufallen.

*

Der Verstorbene war am 21. Dezember 1866 als jüngstes von 6 Kindern des Burgerratsschreibers Alexander von Tavel und seiner Frau, einer gebornen von Wattenwyl, in dem Eckhaus oben an der Spitalgasse, gegenüber der Heiliggeistkirche, geboren. Als Vierjähriger erlebte er die Bourbakizeiten mit seinem schon damals wachen Interesse für soldatische und historische Vorgänge. Bleibende Kindereindrücke empfing er von der strengen, frommen väterlichen Erziehung, von den politischen und militärischen Gestalten, die bei seinem Vater, damals lebhafter Politiker, ein- und ausgingen. Richtunggebend waren dann auch die Erlebnisse im elterlichen Gute auf der Schoßhalde draußen in der damals noch ländlichen Umgebung, in der Lerberschule, die er bis zur Matura durchlief, und in den Pfarrhäusern in Oberdießbach und Rapperswil, wo er in Latein nachgedrüllt wurde. Das Rechtsstudium gab er auf zu Gunsten der Geschichte und der Literatur. In Heidelberg erwarb er sich den Doktor der Volkswirtschaft, nachdem er vorher in Lausanne, Leipzig und Berlin studiert hatte. Er war begeisterter Militär, aber auch der Kunst zugetan als begabter Zeichner. Der Journalismus wurde sein Schicksal; in der Redaktion des „Berner Tagblatt" stand er halben Herzens im Frondienste der Tagespolitik, von 1905 bis 1915. Damals sprang die dichterische Ader in ihm auf; doch gab er sich mit Ueberzeugung den bürgerlichen Pflichten hin, war jahrelang in der Feuerwehr und in der Politik als Stadtrat tätig. Er lernte so sein Volk, das Bernervolk kennen.

Nach seinem Rücktritt aus der Redaktion widmete er sich ganz der Schriftstellerei. Doch fand ihn auch hier die Oeffentlichkeit. Verleger F. Reinhardt in Basel band ihm die „Garbe" auf, die er zu einer Zeitschrift von Schweizergeltung hob.

Es fanden ihn auch die charitativen Werke, die kirchlichen Institutionen. Er versagte sich nicht. Er gab sich gegenteils der Gemeinnützigkeit und dem religiösen Leben so unbedingt und so opferfreudig hin, daß seine Gesundheit gelegentlich in Frage stand. Er hat der Kirchgemeinde Nydeck als Präsident und Mitglied des Kirchgemeinderates jahrzehntelang gedient; ebenso der Gesamtkirchgemeinde der Stadt, zuletzt als Präsident ihrer Geschäftskommission. Er war ein führendes Mitglied der Kirchensynode, er stand mitten in der evangelischen Schulpolitik als Präsident der Neuen Mädchenschule. Während des großen Krieges hat er im Dienste der Gefangenenfürsorge an leitender Stelle gestanden. Immer, wo eine Notpflicht ihn an die Spitze stellte — er hat noch zahlreichen andern Werken und Institutionen als Präsident vorgestanden — zeigte er sich als geborene Führernatur; mit unentwegtem Pflichtgefühl, mit nie versagender Arbeitskraft und mit einer Geduld und Freundlichkeit, die alle Widerstände und Hemmungen überwand, schuf er ein Lebenswerk, das allein schon den Dank der Nachwelt verdient.

Die Leichenfeier in der Nydeckkirche wurde darum auch zur Ehrenfeier, an der drinnen und draußen die ganze Stadt, ja das ganze Bernervolk teilnahm. Die Stadt hat ihm, wie seinerzeit J. V. Widmann, ein Ehrengrab geschenkt. Er hat es reichlich verdient.

Das schönste Denkmal aber ist ihm in den Herzen des Bernervolkes aufgerichtet. Hier lebt sein Dichterwerk weiter als Kraft und Hilfe zur Selbsterziehung, zum Streben nach jenen Höhen des Idealismus und der Gottesnähe, die immer der Blickpunkt waren in Rudolf von Tavels Dichterschaffen.

H. B.

*) Wie die meisten seiner Werke im Verlag A. Francke A.-G., Bern erschienen.

Die Beziehungen Jeremias Gotthelfs zu Solothurn.

Von W. E. Aeberhardt.

Die Beziehungen Gotthelfs zu Solothurn sind ebenso vielgestaltig wie sich die Erwähnungen dieser Stadt im Schrifttum Gotthelfs äußerst zahlreich finden. Auf den ersten Blick muß dies Verhältnis in Erstaunen versetzen. Wirklich, der protestantische Pfarrer Bitzius im Emmental weit hinter Burgdorf, der bekanntlich auf das „Stadtgesindel" (wie er sich zwanglos ausdrückt) nie gut zu sprechen war, stand in regem Verkehr mit Solothurn, der katholischen Stadt, wo zudem ein standesbewußtes Patriziat zu Hause war, ein Stadtpatriziat, wie es dem „geborenen Republikaner", „dem Kind der Freiheit" sowieso auf die Nerven

gab! Es ist Tatsache, daß Gotthelf die Stadt Solothurn — wenn man so sagen darf — liebte, wessen sich außer seiner Vaterstadt Bern keine andere Schweizerstadt rühmen kann. Nun, es gab aber auch viele Momente im Leben und Schaffen des Schriftstellers, die ihn mit der schönen Stadt am Aarestrand verbanden. Es soll hier versucht werden, einmal den Gründen nachzugehen, wieso Solothurn im Leben und Werk Gotthelfs einen relativ breiten Raum einnimmt.

Solothurn. Gesamtansicht.

I. Stadt und Land.

Wohl am stärksten trug zu dieser solothurnischen Orientierung bei Gotthelf (wobei natürlich „Orientierung" mit Reserve verstanden sein will) die alte Verbundenheit der bernischen Oberaargaus mit der Stadt Solothurn bei. Es wäre ein höchst interessantes kulturhistorisches Thema, einmal den Faktoren nachzuspüren, welche diese Verbundenheit einer bernischen Landschaft mit der Stadt Solothurn bedingten und während Jahrhunderten erhielten. Sie ist auf alle Fälle sehr alt. Die Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert hat sie zeitweise gelockert, aber nicht unterbinden können. Im Gegenteil. Im bernisch-reformierten Volk des Oberaargaus (wir meinen die Gegend um Bätterkinden, Utzenstorf, Koppigen, Herzogenbuchsee, Wangen a. A. usw.) lebt so etwas wie Tradition, das Bewußtsein, daß Solothurn seine natürliche Zentralstadt sei — auch „seine Stadt". Da spielen wirtschaftliche und kulturelle Faktoren mit, aber auch die geographische Lage. Diese Einstellung der Landbevölkerung des Oberaargaus zu Solothurn wurde vor allem mächtig genährt durch die Stadt als Marktort; sodann war es das „Katholische" — in seinem Mystisch-geheimnisvollen — welches die reformierte Landbevölkerung abstieß und zugleich doch wieder anzog; drittens spielt da ein ästhetisches Moment mit, das in seiner Auswirkung nicht unterschätzt werden darf: nämlich die wirklich baulich so schöne, in ihrer Harmonie und Einheit Ruhe ausströmende Stadt, mit prächtiger, dominierender Kathedrale St. Ursus, den stilvollen, vornehmen Haus- und Kirchenfassaden an den Hauptgassen der Altstadt. Diese Stadt imponierte (und imponiert) gewaltig der Landbevölkerung, die aus ihren schwarzrussigen, schindel- und strohbedeckten Häusern, aus einer gar oft zu nüchtern gehaltenen Dorfkirche kam. Das Stadtbild von Solothurn macht auch heute auf junge und alte Landbewohner einen kolossalen Eindruck. Man meine ja nicht in städtischem Bildungsdusel und Sprödigkeit, daß der Bauer bei Gotthelf unempfänglich ist für Schönes und Großes! Ich frage, wo präsentiert sich Solothurn besser, als von der alten Bernstraße auf der südlichen Anhöhe der Stadt aus? Das alles las Gotthelf aus der Seele seines Volkes, des Volkes im Oberaargau. Dieser Oberaargau ist ja der Schauplatz mehrerer seiner Erzählungen. Er verbrachte seine Jugend- und Jünglingsjahre in Utzenstorf. Jugendeindrücke wirken lange nach; sie befruchteten seine dichterische Phantasie und Diktion.

So ist es nicht Zufall, vielmehr die Gotthelf eigene Wirklichkeitstreue, wenn in seinen Erzählungen diese Anhänglichkeit seines Volkes an Solothurn mitschwingt. Sie brachte Gotthelf selber Solothurn näher. Das oben Ausgeführte läßt sich besonders gut im Romane „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht" nachweisen, dessen Handlungsort Utzenstorf sein soll.

Im „Anne Bäbi" steht das prächtige Kapitel von der Märitfahrt der Familie Jowäger. Auf dem Sitz des Wägeli, welches die Mähre in recht gemächlichem Schritt Stadt zu zieht, hocken Anne Bäbi, die Bäuerin, die tagsvorher Garn bereitgestellt hatte, um dasselbe zu verkaufen, „denn so ganz z'leerem wollte es doch nicht z'Märit reiten" und ihr einziger Sohn, Jakobli, ein Sorgenkind. Hansli, der Mann, aber stund hinter dem Sitze. „Nach und nach näherte sich der blaue Berg. Es glaube einmal, er sei seit gestern Abend emel ums Halbe gewachsen", sagte Anne Bäbi. „Es hätte ihn nächti noch gutdings gschauet und gluegt, wo der Weißenstein sei, und denkt, gerade untenher sei Solothurn, und da sei er ume kline gsi, so wien es bravs Hus, aber de es längs, und jetzt gang er fast bis a Himmel uche, und seien soviel Wälder darauf und Weide, und es glaube, Land auch noch; es würde niemand es sinnen, wenn man es nicht selbst sehen könnte. Sieh dort die neue Kirche", rief es bald darauf, „und dä guldig Knopf! Man könne ganz dazu hinauf, sagen die Leute, und da sehe man die ganze Stadt darin und de sich selber noch, es grus eim fast." „Es muß doch de nit sy", sagte Hansli, „daß d'Solothurner kei Geld hey, wenn si so guldig Knöpf auf den Kirchtürmen haben; einmal bei uns vermöchte man das nicht." „Du Göhl!" sagte Anne Bäbi, „ebe deswege haben sie keines mehr in den Säcken, weil sie es auf den Türmen z'oberst obe hey." Als sie drinnen waren, frug Hansli, wo er einstellen solle. „Es wisse das wäger nit", sagte Anne Bäbi. „Es hätte neue von einer Pinte auf dem Säumärit gehört, aber es wisse nicht, ob man dorthin d'Roß auch mitnehmen könne. Es däich fast, nit. Aber es hätte gehört, beim Adler seien die Wirtsleute Berner; es däich fast, sie wollten dort einstellen. Es schüche neue die Kartholische, und man wisse nie, was die so mit einem armen Roß anfangen könnten. So ein Mensch könne öppe zu ihm selber luege, aber son es arms Tierli könne es niemand sagen,

Solothurn, von Westen gesehen.

was man mit ihm angefangen habe. Und doch, es müsse es aufrichtig sagen, es müsse sich allemal zwängen, wenn es etwas Kartholisches essen solle, es duechs, es hätti neue nit e Chust wie angeres, sondern ganz e apartigi; nit e räukeligi, nit e bränneteligi, nit e gräueligi, aber e kartholischi. Es sei doch kurios, daß so nahe beieinander es alles so anders sei, sogar d'Chust; es muß e kurioses Wese sy mit dem Kartholische; es chönn sie neue nüt druf vrstah." Als sie im „Adler" eingestellt hatten, „trug Hansli der Mähre einen großen Sack nach, worin er Futter für sie hatte, mehr als ein Kamel durch die große Wüste Sahara nötig gehabt hätte. Aber Hansli war der Meinung, daß, wenn die Mähre so manche Stunde laufen, sogar manchmal springen müsse, so müßte sie auch verhältnismäßig mehr fressen als sonst. Ob aber die gute Mähre alles bekommen, ist unbekannt geblieben; aber Hansli traute nicht recht, denn der Stallknecht schien ihm der Sprache an ein Kartholischer. Der gute Hansli wußte nicht, daß reformierte und kartholische Stallknechte von wegen dem Haber akkurat die gleiche Religion haben." Daß Gotthelf sowohl die vom Landvolk an Markttagen vorgezogenen Gasthäuser (wie Storchen, Hirschen = „Hirzen") als auch die mit Vorliebe aufgesuchten Einkaufsläden (Tuch- und Kolonialwarengeschäfte, wie Bettin = „Betäng") genau kannte, erfahren wir hin und wieder. Gotthelf weilte außer an Markttagen gerne an Festtagen in Solothurn. Im „Uli der Knecht" zeichnet Gotthelf in Elisi, der Tochter des reichen Glunggenbauern Joggeli, ein durch sein eitles, narrochtiges und hoffärtig-eingebildetes Wesen recht widerliches Meitschi. Die Romangestalt dieses Elisis wurde gelegentlich von Kritikern als Karikatur gescholten. Auf diesen Vorwurf entgegnet Gotthelf seinem Verwandten Karl Bitzius: „Hingegen wieder ist Elisi keine verzerrte Figur. Du hast am Solothurner Schießet die Bauerntöchter nicht gesehen, welche ihre goldenen Ringe über die Handschuhe trugen, einen Regenschirm offen trugen, in der andern Hand ein elegantes Sonnenschirmchen, und mit grünen Schleiern behaftet waren. Ich hätte sie anspucken mögen."

Als das gute, etwas beschränkte Anne Bäbi im Marktgewühl seine Leute verlor und obendrein die zum Stelldichein bestellte Zyberlibäurin trotz Suchen und Schelten nirgends findet, es überall heißt, eben seien sie noch da gewesen, „begann Anne Bäbi zu glauben, es sei verhext und sagte, z'Solothurn sehe man es nicht sobald wieder. Die Donners Kapuziner hätten ihm das angerichtet; die Ketzere seien schalus, daß es ihnen noch nichts zu verdienen gegeben. Aber zu denen hätte es keinen Glauben; wenn sie mehr könnten als andere Leute, so wüßte es nicht, warum sie nicht auch etwas gegen die Flöhe könnten, sie täten sie ja fressen, bsunderbar im Augsten." Und doch standen die Kapuziner bei der protestantischen Bevölkerung des Oberaargaus zu Gotthelfs Zeiten in gewissem Ansehen und Scheu, weil ihnen nachgerühmt wird, sie könnten mehr als Brot essen. Da schickt eine Bäuerin ihr Mädchen auf Solothurn zu den Kapuzinern; jene habe „schon lange nicht mehr anken können, und die die hätten etwas, das bsunderbar gut wäre dafür." An die Macht des „Verhexens", „Vexierens", „Totbetens" usw. glaubt nicht nur felsenfest die Dürluftfamilie („Die Käserei in der Vehfreude"), sondern noch ganz andere Leute im Kanton Bern. Da half alles Eifern des Prädikanten nichts, auch die drakonischen Strafen der bernischen Obrigkeit und der Chorgerichte vermochten dies uralte, heidnische Volksglaubensgut nicht auszurotten. In gewissen Notzeiten schießt dieser Volksglaube mächtig ins Kraut. Lag es da nicht auf der Hand und der Weg nicht weit, in solchen Notzeiten (bei Heimsuchungen in der Familie oder im Stall) beim frommen Bruder in Solothurn Hilfe zu suchen; nun stand der Kapuziner ja im Rufe geheimer Wunderkräfte. Der alte Grempler im „Bauernspiegel" erzählt grobschlachtig von seinem Tagewerk: „Unterwegs gesellte sich eine Zeitlang der von Geiz und Dummheit halb verrückte Wagner G. mir bei, der seine Kinder vor Hunger fast verrebeln läßt, und erzählte mir ein langes und breites von einem Feinde, den er habe, der ihn plage auf alle Weise; töten wolle er ihn nun nicht selbst, aber wenn er machen könnte, daß er sonst wegkäme, so sollte ihn etwas Schönes nicht reuen. Ich ließ mich ein mit ihm und versprach endlich, Rustig zu erhalten von den Kapuzinern in Solothurn, aber er müsse mir vier Franken mitgeben, weil ich nicht Geld bei mir habe. Er gab sie mir recht gerne, lieber als einem, der ihm sein krankes Kind gesund gemacht hätte ... Von da ging ich zu den Kapuzinern und trug ihnen mein Anliegen vor. Sie hatten große Freude daran und sagten: „Gellit, ihr Ketzere, ihr said äußter froh über eus, warum göt ihr nit zu eue Pfarrherre? Aber gellit, die cheu äußter nüt als Wyber näh, es gait aber nit lang meh, so said dr wieder alli katholisch." Darauf gaben sie mir zwei kleine Fläschchen, deren Inhalt sollte man auf zwei Reisigburdene verbrennen; da werde ein Gestank entstehen, als ob ihn der Teufel selbst hinterlassen hätte, und der Gehaßte werde seinen Tod in der Luft einnehmen, krank werden und sterben. Mit allem Respekt nahm ich die zwei Fläschchen ..." Wie das Volk bei Erkrankung von Mensch und Vieh den Wasserdoktor oder „Gütterler" im Bucheggberg oder eben die Hilfe der Kapuziner einem studierten, einheimischen Arzt vorzieht, lesen wir öfters. Man lächle nicht etwa voreilig über den Aberglauben der „dummen" Gotthelfschen Bauern: Gotthelf hat den Bauern ernst genommen, weil er ihn eben durch und durch kannte — und hoch achtete! Gerade unsere wundersüchtige Zeit hat vollends kein Recht über diesen sogenannten Aberglauben zu lächeln. Denn heute floriert das Geschäft

der Wahrsager, Astrologen, Kräutermännlein, Spiritisten, religöser Sekten ꝛc. prima! Donnerwetter, wie dieser Gotthelf doch das ewig gleiche Wesen des Menschen durchschaut hat; er schreibt: „Wer das Christentum über Bord wirft, wird ein Heide; und wer ist wohl blinder und mehr der Außenwelt Knecht und macht sich Götter aus Türlistöcken als eben ein Heide? Wo haben die Wahrsagerinnen mehr Verdienst als im aufgeklärten Paris? ... Man sagt, die Zeit des blinden Glaubens sei vorbei! Tröpfe sind's, die es sagen. Ja, Hans Joggi glaubt nicht mehr, was in der Bibel steht, und Sämi spöttelt über alles, was der Pfarrer sagt — sie sind doch über den blinden Glauben hinaus! Ohä, der blinde Glaube ist noch da; nur schenkt man ihn jetzt nicht mehr der Bibel oder dem Pfarrer. Hans Joggi hat ihn einer Zeitung geschenkt, und was die sagt, und wenn sie redet wie ein Hornvieh und lügt wie der Teufel selbst, so ist dieses wahr und ewig wahr; er flucht darauf bei allen Zeichen, und wenn einer dagegen redet, so heißt's: Das ist auch von den Lumpenhunden einer, wo man z'Tod schla sött wie d'Fleuge!" ... „Der Glaube ist dem Menschen angeboren; scheint aber Gottes Sonne nicht hinein, so spuckt der Teufel darein." ... „Darum fehlte es dem Wundermann an Kunden nicht, trotz der aufgeklärten Zeit, und aus allen Ständen waren diese Kunden; denn die Stände sind inwendig nicht halb so sehr unterschieden wie in ihren Kleidern."

Meyeli, eine jener schönen Frauengestalten bei Gotthelf, die der Dichter mit herzlichster Anteilnahme und holder Lieblichkeit umgibt und darstellt, sagt vom guten Doktor Ruedi, der sein junges Leben in treuer Aufopferung und Pflichterfüllung aufreibt: „Das syg nit e Mönsch wien e angere, und heyg neue ganz angeri Gedanke als anger Lüt, es hätts mengist fast duecht, es sötts mache, wie mes z'Solothurn mach vor dene Bildere i dr Chile, es sött d'Häng zämmeha u bete." Dieses Geständnis Meyelis, welches spontan seiner aufrichtigen und reinen Verehrung für den guten Doktor entsprang, offenbart uns, wie der Oberaargauer fähig ist, auch in spezifisch katholischen Gebräuchen schöne Seiten zu erblicken. Gotthelf, der reformierte Pfarrer, ist, wie wir noch sehen werden, vor allem als Politiker für die katholische Kirche in die Schranken getreten, er, der mit jeder Faser seines Lebens, mit der Vollmacht des Propheten und Wächters der Heimat, das altbernische Geistesgut, die bernisch-reformierte Tradition furchtlos verteidigt und über alles liebt. (Schluß folgt.)

Solothurn: St. Ursuskirche mit Baseltor.

Der Organist von Arnstadt.

Novelle von Ernst Kurt Baer.

Es war Oktober geworden, als Johann Sebastian Bach seine Reise nach Lübeck antrat. Vom Konsistorium hatte er einen vierwöchigen Urlaub erbeten. Sein rastlos strebender Geist fand jedoch bei Meister Buxtehude so mannigfaltige Anregungen, daß er sich nicht entschließen konnte, die Urlaubsfrist einzuhalten. November und Dezember gingen vorüber, erst Ende Januar schickte er sich zur Heimreise an.

Eine leise Sehnsucht nach Bärbele hatte ihn befallen, das war Grund genug, überhaupt nach Arnstadt zurückzukehren, wo er bereits alle Möglichkeiten seiner künstlerischen Entfaltung erschöpft hatte.

Vor seiner Abreise nach Lübeck waren Catharina und Bärbel ein paarmal zu den Uebungen in die Kirche gekommen, und Bärbel hatte auch gesungen. Das waren schöne Stunden gewesen, und die Erinnerung stimmte ihn froh. Im Geiste hörte er zuweilen ihre liebe Stimme, die weckte in seiner Brust ein beseligendes Gefühl. Gestört wurde das Bild nur durch die hartnäckige Anwesenheit Catharinas, die mit ihren Anzüglichkeiten so rasch bei der Hand war. Sie hatte ja auch völlig unrecht mit ihren Behauptungen, denn mit seiner Base konnte und wollte er keine Liebschaft anfangen. — Im Herzensgrunde tat es ihm jedoch leid, daß sie seine Base war. —

Mühsam bahnte sich die Postkutsche einen Weg; fußhoch lag der Schnee, als Johann Sebastian Bach wieder in Arnstadt einzog. Vor dem Hause seines Stellvertreters und Vetters Johann Ernst in der Kohlgasse stieg er aus, um sich sogleich nach etwaigen Zwischenfällen während seiner Abwesenheit zu erkundigen. Das Reisegepäck ließ er inzwischen in die „Goldene Krone" am Ledermarkt bringen.

Er begrüßte auch Catharina. Die Nachrichten waren nicht ungünstig, und als er sich am andern Morgen bei seiner vorgesetzten Kirchenbehörde meldete, machte man kein Aufhebens, ob seiner langen Abwesenheit.

Sein Leben nahm wieder den gewohnten Gang. Am zweiten Sonntag im Februar versah er erstmalig wieder sein Amt als Organist. Aber er war inzwischen ein andrer geworden, das merkten auch die Kirchenbesucher. Verwirrende Spielmanieren hatte er von seinem Ausflug nach Lübeck mitgebracht. Seine Choräle erschienen der Gemeinde plötzlich fremd, und hilflos suchten sie zwischen den mächtigen Akkorden die bekannte Melodie, bis endlich niemand mehr fähig war, weiterzusingen. Die kühnen Improvisationen zwischen den einzelnen Verszeilen verwirrten die Gemeinde vollends.